

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(21 Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Ich wäre daran zugrunde gegangen, wenn mich nicht ein Wunsch, ein Wille immer wieder emporgerissen hätte: ich wollte meinem Vater beweisen, daß dennoch ein tüchtiger Kern in mir steckte, daß er mich zu unrecht beschimpft hatte. — Nach Jahren erst wandte sich mein Schicksal etwas zum Besseren. Der Zufall wollte, daß ich einer deutschen Auswandererfamilie einen großen Dienst erweisen konnte. Sie hatte sich durch Verwandte im Staate Illinois eine Farm gekauft und war aus Dankbarkeit gern bereit mich mitzunehmen. Nun war ich wenigstens den Mauern der Großstadt entronnen. Ich atmete wieder frische, freie Luft, war unter Landsleuten, hatte eine Tätigkeit, die mir zusagte. Reichtümer sammelte ich freilich nicht dabei, denn meine Protageber waren selbst arme Leute und konnten mir keinen hohen Lohn zahlen. Die Nachbarfarm gehörte einem linderlosen deutschen Ehepaar. Wir verkehrten freundschaftlich mit den alten Leuten, die ich bald sehr gern gewann. Diese Sympathie muß wohl auf Gegenseitigkeit beruht haben, denn als nach Jahren der Mann einen leichten Schlaganfall erlitt, von dem eine Behinderung des rechten Armes zurückblieb, baten sie mich, zu ihnen zu kommen und die Leitung der Farm in die Hände zu nehmen. Ich willigte mit Freuden ein und nun hätte ich wirklich mit meinem Los zufrieden sein können, denn die alten Leute hielten mich wie einen Sohn, aber da brach schon ein Jahr später der Weltkrieg aus. Er schleuderte aufs neue die Brandfackel des Heimwehs in mein etwas ruhiger gewordenes Herz. Die Heimat, die in der Fremde doppelt heiß geliebte, war in Gefahr, und ich konnte nicht zu Hilfe eilen! Ich war mittellos, viele Tagereisen vom Hafen entfernt und mußte ohnmächtig zusehen, wie die Feinde sich auf mein Vaterland stürzten. Es war eine schwere Zeit, auch in anderer Beziehung, besonders als auch Amerika in den Krieg eintrat. Ich erzähle euch später mehr davon, es wird euch gewiß interessieren. Jetzt will ich ja nur mein Schicksal in großen Umrissen schildern. Nach Beendigung des Krieges packte mich immer wieder das Verlangen nach der Heimat. Alles hatte sich verändert in Deutschland, die Verhältnisse und auch wohl die Menschen; konnte die schwere Zeit nicht auch meinen Vater geändert haben? Aber immer wieder zögerte ich, hauptsächlich auch meiner Pflegeeltern wegen, die mir so lieb und teuer wie wirkliche Eltern geworden waren. Ich danke ihnen noch im Grabe für die Liebe und Güte, die sie dem Heimatlosen erwiesen haben. Sie kannten längst meine Lebensgeschichte und waren stets bemüht, mich alles

Schwere vergessen zu machen. Es kam der Tag, an dem sie mir eröffneten, daß sie mich durch Testament zu ihrem Erben eingesetzt hatten. Ich war unendlich glücklich darüber; nicht weil ich nun aller Sorge um die Zukunft enthoben war, sondern weil ich nun an meinen Vater schreiben durfte. Denn nun konnte ich ihm beweisen, daß ich kein schlechter, minderwertiger Mensch war. Es gab keinen besseren Beweis als das Vertrauen der alten Leute, die mich ihres Erbes für würdig hielten. So schrieb ich denn mit überströmendem Herzen, bot dem Vater meine Hand und bat ihn innig, das Vergangene zu begraben. Und was war die Antwort?"

Wilhelm Heidbrink hielt einen Augenblick inne. Seine Frage hatte wie ein Stöhnen geklungen.

Nach langem, sehnsüchtigem Warten kam endlich ein Brief. Und was für einer! Ich besitze ihn noch heute; ihr könnt dieses Dokument verbohrien Haffes lesen, wenn ihr wollt. Er habe nur noch einen Sohn, schrieb der Mann, der mein Vater gewesen ist. Ich sei tot für ihn und solle es nie wagen, meinen Fuß wieder auf deutschen Boden zu setzen. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn er nie wieder von mir gehört hätte! Dazu schickte er ein paar tausend Mark, die wohl eine Abfindung für mich darstellen sollten. Sie hatten nach dem damaligen Stand des Dollars nur einen Wert von vielleicht zehn Mark. Ich kann nicht beschreiben, was ich beim Lesen dieses Briefes empfand, der aller Menschlichkeit Hohn sprach. Mein erster Gedanke war: Hin! Ihm meine Verachtung ins Gesicht schleudern! Mein reiches mütterliches Erbe von ihm fordern! Nur die flehentlichen Bitten meiner Pflegeeltern haben mich zurückgehalten. Das Geld aber habe ich zurückgeschickt; ich brauchte kein Almosen. So suchte ich denn meine Erbitterung, meine grenzenlose Empörung zu meistern und blieb bei meinen Pflegeeltern. Die alten Deutschen waren auch recht gebrechlich geworden und sie hatten es nicht um mich verdient, daß ich sie verließ, wo sie mich am nötigsten gebrauchten. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, dachte ich. Ich hatte so lange gewartet, da kam es auf ein paar Jahre mehr nicht an. Vor Jahresfrist sind nun die beiden Alten kurz nacheinander heimgegangen. Sie hatten beide ein langes Krankenlager, und ich habe ihnen meine Dankbarkeit durch treue Pflege beweisen dürfen. Die Farm habe ich dann verkauft; es blieb mir nach Regelung aller Angelegenheiten noch ein kleines Vermögen, immerhin groß genug, um mich zu einem freien und unabhängigen Manne zu machen. Seit Monaten weile ich

nun wieder in Deutschland, zuletzt war ich bei den Verwandten meiner deutschen Freunde von drüben. Sie wohnen im Oldenburgischen. Ich konnte nicht gleich hierherkommen; ich mußte mich erst zurechtfinden, mußte Gewißheit über die Verhältnisse hier haben. Doch nun schien mir der Zeitpunkt gekommen, und so kam ich denn heute hierher.“

Wilhelm Heidbrink schwieg. Seine Erregung war am Schluß seiner Erzählung langsam abgeebbt, und nun war er äußerlich vollkommen ruhig. Seine Zuhörer konnten sich nicht so rasch dem starken Eindruck entziehen, den dieses Lebensbild auf sie gemacht hatte. Erschütterung stand auf den Gesichtern der beiden Frauen. Hanns hielt den Blick gesenkt. Er zerdrückte langsam den Rest seiner Zigarre im Aschenbecher und dann klang seine Frage in die Stille hinein:

„Und nun bist du gekommen, um dein Erbrecht geltend zu machen und den Hof anzutreten?“

Ein Schatten glitt über des Heimkehrers Gesicht. Hatte der Bruder ihm nichts anderes zu sagen? Nicht ein paar Worte des Mitgefühls? Aber schließlich war seine Frage ja verständlich. Die alte Lene ging still hinaus. Sie wußte, bei dem was nun kommen würde, war sie überflüssig.

„Nein, das bin ich nicht,“ antwortete Wilhelm Heidbrink ernst und ruhig. „Ich gebe zu, daß ich die Absicht hatte, es zu tun. Ich weiß auch, daß ich den Hof von dir fordern könnte. Der Heidbrinkhof ist in die hannoversche Höfrolle eingetragen und demzufolge bekommt der Erstgeborene den Hof. Ein Testament war außerdem nicht vorhanden wie ich erfuhr. Doch du hast Weib und Kind; ich dagegen bin ein Einsiedler und werde es auch immer wohl bleiben. Dein Sohn soll den Namen Heidbrink hier weiterführen. Aus diesem Grunde verzichte ich auf mein Erbrecht.“

„Das wolltest du tun?“ fragte Hanns ungläubig und verwundert. Sollte sein Gefühl, das ihn in dem Heimkehrer einen Feind wittern ließ, doch getäuscht haben?

„Ja, das will ich tun. Allerdings gegen eine angemessene Entschädigung. Ich habe die Absicht, mir hier in der Nähe irgendwo einen kleinen Hof zu kaufen, und dazu reicht mein Vermögen allein nicht. Ich hoffe, du wirst die Gerechtigkeit dieser Forderung einsehen.“

Aha! Also doch nicht so ganz uneigennützig, dachte Hanns. Eine angemessene Entschädigung! Du liebe Zeit! Wo sollte er das Geld dafür hernehmen? Auch Margaret war inzwischen klar geworden, welche Folgen die Heimkehr Wilhelm Heidbrinks für die Zukunft haben würde. Aber sie war viel zu gerecht und großdenkend, um seine Forderung nicht als etwas Selbstverständliches zu empfinden.

„Ganz gewiß!“ sagte sie rasch. „Wir werden doch zu allem Unrecht, das Ihnen schon geschehen ist, nicht noch weiteres hinzufügen.“

„Nur bin ich augenblicklich nicht in der Lage, dir die Abfindung bar auszuzahlen,“ fügte Hanns hinzu.

„Das weiß ich, Hanns. Ich bin über deine Verhältnisse ziemlich genau unterrichtet.“

„Ah —!“

„Ja, ich hielt es für mein gutes Recht, mir Klarheit über deine wirtschaftliche Lage zu verschaffen und gab einem Anwalt den Auftrag, mich zu informieren. Nach allem, was ich erfahren habe, muß ich dir leider sagen, Hanns, daß du mit dem Erbe unserer Väter schlecht agewirtschaftet hast.“

Die letzten Worte waren ernst, aber ohne Vorwurf gesprochen. Hanns wollte empört aufstehen und den Beleidigten spielen, aber unter dem groß und ruhig auf ihm ruhenden Blick des Bruders brachte er es nicht fertig. Er lachte gezwungen auf.

„Ja, es sind eben schlechte Zeiten, und der Umbau

des Hauses und verschiedene Anlagen haben viel Geld gekostet.“

„Das glaube ich dir. Man erkennt das alte Haus ja kaum wieder. Und daß du verschiedene sehr kostspielige Neuanschaffungen gemacht hast, hörte ich auch schon.“

Hanns zuckte die Achseln.

„Was willst du? Man muß sich eben alle Neuerungen zunutze machen, sonst rentiert sich der Betrieb schon gar nicht mehr. Rückständig darf heute kein Landwirt sein.“

„Ich bin als Amerikaner durchaus für den Fortschritt. Trotzdem scheint mir doch manches hier auf dem Hofe entbehrlicher Luxus zu sein. Das Geld dafür hätte bestimmt besser verwandt werden können. Ich denke dabei zum Beispiel an das Auto, das du dir vor einigen Tagen angeschafft hast —“

Hanns Heidbrinks Stirn rötete sich.

„Das — weißt du auch schon?“

„Ich weiß noch viel mehr. Ich weiß auch von deinen Geschäften mit einem gewissen Langweg, der ja wohl inzwischen das Weite gesucht hat, von eurer verunglückten Getreidespekulation. Du siehst, ich bin im Bilde.“

„Das sehe ich in der Tat,“ knirschte Hanns in ohnmächtigem Jorn. Er warf einen Blick auf Margaret. Wenn sie doch wenigstens hinausgehen wollte! Aber Margaret sah regungslos und sah den Schwager starr an.

„Einzelheiten entziehen sich natürlich meiner Kenntnis,“ fuhr Wilhelm Heidbrink ruhig fort. „Aber ich muß auch hierüber Klarheit haben. Vor allen Dingen über die Höhe der verlorenen Summen. Es wäre mir lieb, wenn du mir jetzt alle die erforderlichen Angaben machen würdest. Wir müssen reinen Tisch machen und dann sehen, daß wir den Hof wieder auf die Höhe bringen.“

Wieder wollte der Jüngere aufbrausen, sich wehren gegen die Bevormundung, aber es war etwas in dem sicheren, zielbewußten Wesen des Bruders, das ihn zwang. Er fühlte dessen Ueberlegenheit. Die Macht war auf des Aelteren Seite, und er mußte es sich bieten lassen, daß dieser ihn abkanzlete wie einen dummen Jungen. Wenn er ihm diese Demütigung noch einmal heimzahlen könnte! Vorläufig aber war er machtlos, mußte gute Miene machen zum bösen Spiel. So nahm er sich denn zusammen, um seinen Grimm nicht zu zeigen. Ein wenig stotternd, zuweilen von einer kurzen Frage des Bruders unterbrochen, machte Hanns seine Angaben, erklärte Einzelheiten.

Wilhelm Heidbrink hörte aufmerksam zu, und als Hanns fertig war, sagte er nachdenklich:

„Du hast unverantwortlich leichtsinnig gehandelt, Hanns; ich kann dir diesen Vorwurf nicht ersparen. Aber es ist nun zu spät, und wir müssen sehen, daß wir die Geschichte wieder ins Reine bringen. Zwei Heuerhäuser werden bestimmt draufgehen, wenn nicht noch mehr —“

„Du meinst —?“ fragte Hanns erschrocken.

Wilhelm Heidbrink warf einen raschen Blick in Margarets entsetzensstarrtes Gesicht, und dieser Blick bestätigte ihm seine eigenen Beobachtungen und die Angaben anderer: Die junge Frau hatte keine Ahnung von den Geschäften ihres Mannes gehabt.

„Daß wir ein tüchtiges Stück vom Heidbrinkhofe werden opfern müssen, ja wohl. Das wird nicht zu vermeiden sein. Was willst du denn sonst machen?“

„Ich weiß nicht —“ murmelte Hanns.

„Der Hof wird ja gerade nicht wertvoller dadurch und die Hypothek bleibt noch obendrein, aber was hilft's? Die Geschichte muß aus der Welt, und dann gehen wir zum Gericht und lassen meine Abfindung festsetzen und machen alles schriftlich. Das Geld kann

ja vorläufig noch im Hof bleiben; ich dränge nicht auf Auszahlung. Ich muß mich in Ruhe nach etwas Passendem umsehen.“

„Und bis dahin?“ fragte Hanns unbehaglich, in dem Verlangen, sich durch diese Frage Klarheit über die weiteren Pläne des Bruders zu verschaffen.

„Bis dahin bleibe ich hier und helfe dir, den Hof wieder emporzubringen.“ sagte Wilhelm Heidbrink

Einige Tage später — es war am Tage nach Pfingsten — kam Dietrich Meinhart auf den Heidbrinkhof. Zum ersten Male wieder nach langer Zeit. Er hatte seine Besuche dort eingestellt, als er bemerkte, daß Margret ihn mied. Aus Scham, aus falschem Stolz, aus Furcht, daß er ihr den Jammer ihrer Ehe vom Gesicht ablesen könnte! Ach, er wußte auch so darum, Man trug es ihm zu, vor allen Dingen Voltmann, der den glücklichen Nebenbuhler von einst noch immer haßte. Dietrich Meinhart machte sich in schlaflosen Nächten bittere Vorwürfe, daß er damals nicht festgeblieben war und seine Zustimmung verweigert hatte.

Aber hätte es etwas genützt? Nein! Margret wäre trotzdem ihren Weg gegangen! Weil sie mußte, weil er ihr Schicksal war, wie sie sagte. Wo war diese große Liebe geblieben? Wie kurz war der Wahn gewesen!

Und nun ging Dietrich Meinhart doch wieder zum Heidbrinkhof. Es ließ ihm keine Ruhe. Er hatte von Wilhelm Heidbrinks Heimkehr gehört, von den Gerüch-

ten über die Flucht Langewegs. Sein Schwiegersohn sollte mit ihm gemeinsame Geschäfte gemacht haben. Da litt es ihn nicht länger; er mußte Gewißheit haben.

Meinhart traf die alte Lene mit dem Kleinen im Garten. Margret sei in der Küche, sagte sie ihm. Da ging er ins Haus. Er sah durch das offene Fenster Margret in der Küche sitzen. Sie putzte Gemüse und war so in Gedanken vertieft, daß sie sein Kommen nicht bemerkte. Heiß quoll es in des alten Mannes Herzen empor. Wie schmal und mager sie geworden war, wie blaß und vergrämt das einst so blühende Gesicht! War das noch seine frische, stolze Margret? Mit heiligen Eiden hatte der Heidbrinkbauer ihm geschworen, sie glücklich zu machen. So hatte er seinen Schwur gehalten, der — Lump!

Margret schrak empor, als der Vater ihr durch das offene Fenster einen Gruß zurief. Eine feine Röte färbte ihr Gesicht. Eilig stellte sie das Gemüse zur Seite, säuberte sich die Hände und bat ihn, hereinzukommen. Sie führte ihn ins Wohnzimmer.

„Ich freue mich, daß du einmal kommst. Vater. Du warst so lange nicht mehr hier.“

„Du machst dich auch recht rar, Margret.“

„Ich kann nicht so oft fort, Vater —.“ Verlegen wandte Margret das Gesicht ab. „Aber heute hättest du doch noch Besuch vom Heidbrinkhofe bekommen. Hanns wollte dich gegen Abend mit seinem Bruder besuchen, auf dessen Wunsch.“

(Fortsetzung folgt.)

Die starken Nerven

Skizze von Karl Lütke

Viele von den Gästen im Sanatorium sahen aus, als sei ihre Gesundheit unerschütterter. Auch dieser kleine, belebte, spitzbärtige Herr mit der Brille, der sich mit dem kuriosen Namen Bretteser eingetragen hatte und sich noch für keinen der drei Sanatoriumsärzte entschieden hatte.

Er kam am Morgen des zweiten Tages ins Büro des Direktors.

„Gestatten Sie mir eine Vertrauens- oder Gewissensfrage, Herr Direktor!“

„Natürlich gern. Bitte, Maß zu nehmen!“

„Danke! Wieviel Patienten sind hier im Laufe der letzten Jahre gestorben?“

Der Direktor blickte schräg zu dem Gast im Besuchersessel, leicht gereizt. „Wir erhalten die Gäste, um sie geheilt zu entlassen!“

„Nun ja, natürlich, immerhin ist gegen den Tod kein Kraut gewachsen!“

„Hier können Sie völlig unbesorgt sein, Herr Bretteser! Darf ich Ihnen als Arzt Obermedizinalrat Dr. Hamel vor-schlagen?“

„Sehr freundlich. Danke. Noch eine Frage: wie lange sind Sie Direktor dieses Unternehmens?“

„Sechs Jahre.“

„O, nur sechs Jahre? Dann werde ich es mir doch überlegen!“

In diesem Augenblick klopfte es von außen an die Tür. Eine Angestellte kam, bleich, rasch; sie trat zum Schreibtisch des Sanatoriumsdirektors und flüsterte ihm dann hastig ein paar Worte ins Ohr.

Der Direktor verfärbte sich. Er blickte den Besucher mit verkniffenem Gesicht an.

„Eine eilige Maßnahme. — Ich hoffe, daß Sie überzeugt sind —“

Der kleine, belebte, spitzbärtige Herr, dessen Augen so kurios beweglich und nicht sehr ehrlich waren, erhob sich.

„Ich werde Ihnen heute abend Bescheid geben, ob ich bleibe —“

Direktor Stolpen eilte auf Zimmer Nr. 96. Obermedizinalrat Dr. Hamel, der erste Arzt des Sanatoriums, war schon vor ihm ins halbdunkle Zimmer getreten. Eine Schwester stand innen an der Tür.

„Tatsächlich — tot?“ fragte der Direktor mühsam, erregt vor unerklärlichem Zorn.

„Ja, tot.“

Der Zorn des Direktors wirkte peinlich, beinahe unangebracht und gekünstelt. Es war nicht nur Zorn auf die junge Frau, die am zweiten Tage ihrer Anwesenheit im Sanatorium zu sterben gewagt hatte — der erste Todesfall in den sechs Jahren —, nein, gleichzeitig Zorn auf den ärgerlichen Fragesteller, der das Thema mit seinen voreiligen peinlichen Fragen aktuell machte.

Der Chefarzt stand mit verschränkten Armen an der Leiche. Direktor Stolpen blickte schräg zu ihm.

„Herzschlag?“

„Herzschlag.“

Der Arzt beugte sich noch einmal über den leblosen Körper. Er tastete, rief nach Licht, maß mit einem Instrument, verlangte plötzlich, sinnlos erregt, eine Lupe, und nach Ewigkeiten sprach er gepreßt, mit verzerrtem Gesicht, zum Sanatoriums-direktor:

„Verbrechen! Die Frau ist ermordet.“

„Was sagen Sie?!“

„Stich ins Herz mit einem raffinierten Instrument, die Wunde ist kaum wahrzunehmen. Eine tolle Sache.“

„Polizei?“

„Ja. Lassen Sie die Polizei kommen. Bitten Sie um schonende Maßnahmen, im Interesse der übrigen Patienten und des Rufes des Sanatoriums.“

Der Direktor wußte das alles selbst und ging mit verkniffenem Gesicht, um alles Nötige selbst am Telephon zu veranlassen. Der sinnlose Zorn auf den kleinen, spitzbärtigen Herrn, der im Grunde unschuldig an dem Vorfall war, krieg, und erst im letzten Augenblick entschloß sich Direktor Stolpen, dem Herrn, der ihm auf der Treppe begegnete, und der ihn zuerst grüßte, den Gruß zu erwidern.

Die Kriminalbeamten arbeiteten allein im Zimmer Nr. 96. Es war ein großes Doppelzimmer, das sonst von zwei Personen bewohnt wurde; es hatte eigenes komfortables Bad mit allen sanitären Einrichtungen, kleinen Borraum, Balkon. Die Untersuchung aller dieser Räume nahm geraume Zeit in Anspruch.

Nach Ewigkeiten kam der Direktor Stolpen zu seinen Aussagen. Der Arbeit der Kriminalbeamten hatte er nicht beiwohnen dürfen.

Der Direktor wußte nicht viel über die Verstorbene. Sie hatte sich telephonisch im Sanatorium angemeldet und war daraufhin vom Sanatoriumsauto am Bahnhof der nächsten

Stadt abgeholt worden. Sie war sogleich auf Zimmer Nr. 98 gekommen und hatte das Zimmer noch nicht verlassen.

Ob sie selbst telephonierte habe, als sie sich anmeldete, fragte einer der Beamten. Das wußte der Direktor nicht mehr.

Ob sie mit jemandem zusammen angekommen sei?
„Ja, mit einem Herrn, der sich einen Tag vorher schriftlich angemeldet hatte; ebenfalls ein neuer Gast, der uns bisher nicht bekannt war.“

„Wer ist dieser Herr?“

„Die beiden Angekommenen kannten sich nicht.“

„Hm, kannten Sie den Herrn? Wissen Sie etwas über ihn?“

„Nein. Nur —“

Der Direktor lächelte hilflos. Natürlich habe der Herr mit dem Mord nichts zu tun. Er fragte am Tage nach seiner Ankunft nur argwöhnisch, fast in der Minute des Mordes, ob hier schon einmal jemand gestorben sei. Fast im Augenblick, da die Frage entrüstet verneint wurde, kam die Nachricht vom Tode der Frau —

Der Direktor versicherte eifrig, um dem Herrn Bretteser nicht unnötige Verlegenheiten zu bereiten (Gast war Gast!), den

„... aber harmloser Herr; leidet an fixen Ideen in Sanatorien die Leute sterben, während in Wahrheit natürlich jeder, oder wenigstens fast jeder — bei uns nahezu 95 Prozent — gesundet —“

„Ich möchte diesen Herrn kennenlernen,“ forderte der Kriminalinspektor

„Darf ich darum bitten — die Angelegenheiten —“

In diesem Augenblick wurde der Direktor dringend zu sprechen gewünscht. Von wem? Von Herrn Bretteser, der unbedingt abreisen wolle. Herr Bretteser stehe draußen, sei aufgeregter, habe schreckliche Augen — ein furchtbarer Mann in diesem Augenblick

„Bitte“ forderte der Kriminalinspektor.

„Ich lasse Herrn Bretteser bitten,“ rief der Direktor.

Der kleine, beleibte, spikbärtige Herr erschien. Für den Bruchteil einer Sekunde schien er betroffen, daß der Direktor nicht allein im Direktionszimmer saß. Dann, nach zögernden Schritten durchs Zimmer, trat er zum Schreibtisch und schrie:

„Ich ziehe aus; unerhört, eben höre ich: ein Todesfall! Das fehlte mir! Dante! Sie haben mir die Unwahrheit gesagt! Ich reise sofort. Bitte, ein Auto und die Rechnung —“

„Darf ich um Ihre Legitimation bitten?“ wandte sich der Kriminalinspektor statt des Direktors an den Gast.

„Legitimation? Ich? Von mir? Wieso?“

Der Direktor ärgerte sich über den Beamten. Was sollte dieser schrullige Gast bei der Aufklärung des Falles nützen? Daß dieser, der im Augenblick des Mordes zu ihm, dem Direktor, kam und fragte ob oft jemand im Sanatorium sterbe, daß dieser sonderbare Mann mit dem Verbrechen nichts zu tun haben konnte, war doch klar.

„Wer sind Sie überhaupt?“

Die Beamten wiefen sich aus.

„Ach so. Na schön. Warum denn nicht. Wenn es Ihnen Spaß macht, bitte.“

Er entnahm der Westentasche einen zerknitterten Briefumschlag mit der Adresse „Herrn Bretteser“.

„Ihre Brieftasche, bitte.“

„Woan? Bin ich ein Verbrecher? Was fällt Ihnen ein?“

Die Beamten bekamen die Tasche nur mit Anwendung von Gewalt. Der kleine, beleibte Herr wehrte sich

„Sie haben erstaunliche Kräfte, Ihnen ist alles zuzutrauen,“ erklärte der Inspektor ironisch. „Mediciens heißen Sie gar nicht Bretteser.“

„Meine Sache.“

•

Nach drei Tagen war der Täter überführt, die reiche Verwandte, zur Erlangung eines ansehnlichen Vermögens, ermordet zu haben.

„Nicht möglich,“ sagte topfschüttelnd der Direktor des Sanatoriums, als er es las.

Und als er die offizielle Bestätigung erhielt, da zwinkerte er dem Chefarzt zu, als dieser noch immer ungläubig war:

„Es ist alles schon dagewesen; ich dachte es mir gleich; gerade das war der Kniff, den Harmlosen zu spielen, mit fabelhaften Nerven, mit Raffiniertheit — das ist vielleicht noch nicht dagewesen —! Vom Mord direkt hinzugehen und

„Nein!“ antwortete der Chefarzt. „Man sollte es wirklich nicht glauben. Aber schließlich war doch das Wichtigste, daß ich die Todesursache einwandfrei feststellte. Das andere war hernach sehr leicht.“

„Hm“ machte der Direktor. Man wußte nicht so recht, ob das eine Ablehnung oder Zustimmung sein sollte.

Büchertisch

Erwin Wittstock, „Die Freundschaft von Rodelsburg“. Die Erlebnisse der Sieben. In Leinen gebunden 5,50 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1935.

Von der Freundschaft handelt dieses Buch, von der menschlichen Verbundenheit sieben ehemaliger Schulfameraden, die nach Jahren der Trennung in einem einsamen Waldgasthaus ein frohes Wiedersehen feiern und reibum die Erlebnisse austauschen, die ihrer frühen Jugend Inhalt und Richtung gaben und ihnen zum Schicksal wurden. Abwechslungsreich und mannigfaltig sind die berichteten Ereignisse, die dem Leser schier den Atem verschlucken und ihn vom ersten Satz an unrettbar in ihren Bann schlagen. Neben kurzen, von beifälliger Heiterkeit erfüllten Anekdoten stehen die Schilderungen einiger düsterer und leidenschaftlicher Begebenheiten, die hart an die letzte gefährliche Grenze zwischen Gut und Böse heranrücken und nur mit spürbarem Schauern noch einmal aus der Erinnerung heraufbeschworen werden. Der Kreis dieser Geschichten beginnt mit dem „Biehmarkt von Wängertshuel“ und endet mit der „Freundschaft von Rodelsburg“ — zwei großen, tragisch unwitterten Erlebnissen. „Die große Verheißung“ schließlich, die in einer ganz anderen Umgebung, nämlich in einem wilden und naturhaften Volkstamm nahe dem Schwarzen Meere spielt, zeigt einen mythischen Vorgang von unerhörter Größe so meisterhaft gestaltet, daß diese Novelle zu den besten Werken der neueren deutschen Dichtung überhaupt zu rechnen ist.

Bunt und abenteuerlich sind die vor uns ausgebreiteten Schicksale und gewöhnlich die Menschen und Landschaften, die in eine so echte und nur ihnen eigene Atmosphäre hineingestellt sind, daß man sie mit seinen Sinnen unmittelbar wahrzunehmen glaubt. Kräftig klingend ist die Sprache behaglich der Humor beherrscht die Leidenschaft und feurig die ganze Art dieses prächtigen Buches, dessen seltsame Geschehnisse den ganzen Reichtum des Lebens erschließen und die Tiefen und Grenzen unseres Seins in immer neuer Verwandlung vor uns aufstun

Wilhelm Schäfer, „Die unterbrochene Rheinfahrt“. Erzählung. Bieglam gebunden 2,50 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1935.

In dieser kunstvollen Novelle erzählt Wilhelm Schäfer von einem wohlbehüteten jungen Menschen, der die entscheidende Kraft- und Bewährungsprobe seiner Jugend besteht, indem er aus einer bedrohlichen Gefühlsverwirrung den Weg findet zur klaren Erkenntnis seines Wesens und zur Lösung seiner sittlichen Aufgaben. Dieses Erwachen eines Menschen aus dem träumerischen Dasein des Jünglings zur wirklichen Welt des Mannestums vollzieht sich mit einer tiefen schicksalhaften Notwendigkeit.

Ein junger, unerfahrener Student entflieht auf der Fahrt zur Universität seinem Hauslehrer, dessen Aufsicht ihm lästig geworden ist, weil er sich von ihm in seiner Freiheit behindert glaubt. Wie er nun durch eine seltsame Verkettung von unvorhergesehenen erregenden Abenteuern im Zeitraum weniger Tage seiner Einsamkeit entrispen wird und das große Geheimnis der „Lebens- und Weltangehörigkeit“ zu ahnen beginnt — das weiß Wilhelm Schäfer mit der reifen Sicherheit des Gestaltens und mit seltenem Einblick in die inneren Zusammenhänge des Lebens zu einem spannenden und gleichwohl erschütternden Erlebnis zu machen. Die Eroberung der Wirklichkeit mit ihrem Geheimnis der Liebesverflechtung und ihren Wundern und Schrecken von Zeugung und Tod offenbart ihm mit einem Male die Grenzen des Ich und öffnet ihm die Sinne für den allgegenwärtigen Gott, dessen Willen er in den scheinbaren Zufälligkeiten wie niemals zuvor an sich selber verspürt. Er hat sich nun durchgerungen zu den Wahrheiten der wirklichen Welt und wächst hinein in eine reine, geläuterte Menschlichkeit.

Fröhliche Ecke

Die ungeputzten Schuhe

„Aljo, Herr Ober, gestern abend habe ich meine Schuhe vor die Türe gestellt und heute morgen stehen sie noch genau so da!“

„Ja, mein Herr, bei uns im Hotel wohnen nur ehrliche Leute!“

*

„Denk dir, Klara: mein Bürovorstand ist verfehlt!“

„Juble nicht zu früh, Oskar! Da kommt bloß wieder so ein Ochse —“

„Ich werde es, ich!“